

Oliver Schnoor

Was sagen die Jüngsten?

Institutionelle Betreuung der 0- bis 3-Jährigen

Nach wie vor ist die Skepsis gegenüber institutioneller Betreuung der ganz Kleinen groß. In der fachlichen und gesellschaftlichen Debatte argumentieren Vertreter nahezu aller Positionen mit Vorstellungen von „Kindgemäßheit“. Dabei überspringen sie das Problem, wie sie den jüngsten Kindern eigentlich „eine Stimme geben“ können. Zudem wissen sie wenig darüber, wie Kinder in der alltäglichen Praxis von Einrichtungen tatsächlich „zur Sprache“ kommen. Dies ist in einer ethnografischen Studie der Universität Luxemburg zu *Maisons relais crèches* untersucht worden.

Der 14 Monate alte Matthieu*, ein Kind, das gerade die „Eingewöhnungsphase“ durchläuft, jammert monoton vor sich hin. Bevor ich ihn zum ersten Mal sah, hatten die Erzieherinnen ihn mir schon vorgestellt, indem sie von seinem permanenten Jammern berichteten und den sich wiederholenden Laut imitierten: „Ääääh... ääääh...“, stets mit einer kleinen Pause dazwischen. Es wäre kein wirkliches Weinen, so sagten sie mir, da keine Tränen in seinen Augen zu sehen wären. Im Moment sitzt Matthieu wie ein Hund auf allen Vieren und macht sein „Ääääh“. Martine, seine offizielle Bezugserzieherin, ist mit Putzen beschäftigt. Von Zeit zu Zeit spricht Martine ihn an: „Matthieu! Ech sinn hei!“ Irgendwann wendet sich Anouk, eine andere Erzieherin, Matthieu zu. Anouk tut so, als ob sie den Jammerlaut als das französische Wort für die Zahl 1 versteht, also „un“. (Matthieus Eltern spre-

chen französisch.) Jedes Mal, wenn Matthieu „Ääääh...“ macht, antwortet Anouk nun: „Deux!“ und zeigt ihm zwei Finger dazu. „Deux!“ sagt sie in einem Tonfall, als ob sie ihm nicht zustimmt oder ihn korrigieren will. Sie sieht kurz zu mir herüber und grinst.

Der Alltag einer *Crèche* ist davon geprägt, dass nicht-sprechenden Kindern „eine Stimme gegeben“ werden muss.

Als teilnehmender Beobachter habe ich diese Szene in einer *Maison relais crèche* protokolliert. Was sagt sie über die institutionelle Betreuung von Kleinkindern aus, sind sie in einer Kinderkrippe (wie dieser) „gut aufgehoben“? Je nachdem, mit welchem Maßstab von Qualität und mit welchem Bild vom Kind man die Notiz liest, wird man diese Frage aus einer anderen Perspektive beurteilen. Eine Psychoanalytikerin mag fragen: „Ist das kleine Kind sicher gebunden? Sind die Reaktionen der Erzieherinnen zuträglich für die Bindungen des Kindes?“ Eine Entwicklungspsychologin könnte zum Beispiel fragen: „Regen die Interventionen die Entwicklung kognitiver Fähigkeiten an, etwa die Vorstellung von Objektpermanenz?“ Eine Frühpädagogin würde unter anderem fragen: „Fördern die ‚Antworten‘ der Erzieherinnen den Spracherwerb?“ Wenn aktuell immer noch heftig darüber

diskutiert wird, wie eine außerfamiliäre Tagesbetreuung für die jüngsten Kinder, gar Säuglinge, zu bewerten ist, kommen Perspektiven und Argumentationslinien wie diese ins Spiel.

Hier dient die protokollierte Situation in der *Maison relais* jedoch als Ausgangspunkt, um ein hinter den Argumenten liegendes Muster und Problem aufzuzeigen, das stets auftaucht, wenn es um Betreuung, Bildung und Erziehung in frühester Kindheit geht. Einfach ausgedrückt lautet das Problem: Die kleinsten Kinder können nicht sprechen. Im Krippen- bzw. Vorschulalter sind ihre Äußerungen (natürlich: mehr oder weniger) vorsprachlich. Diese großenteils nonverbalen, körperlichen Äußerungen sind jedoch alles, was Erwachsenen zur Verfügung steht, wenn sie etwas über Kinder – über ihr leibliches Wohlbefinden, ihr Sicherheitsgefühl, ihren Entwicklungs- oder Lernfortschritt, ihre sozialen Beziehungsqualitäten, oder was auch immer sie für wichtig halten – in Erfahrung bringen und kommunizieren wollen.

Die Erzieherin Anouk deutet humorvoll auf dieses Problem hin: Natürlich weiß sie, dass Matthieu keine Zahl ruft. Auch weiß sie, dass er das Zählen durch ihre „Übung“ jetzt noch nicht lernen wird. Vielmehr

Oliver Schnoor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Forschungseinheit INSIDE der Universität Luxemburg. Er hat Erziehungswissenschaft, Musikwissenschaft und Soziologie in Berlin studiert.

schließt sie die kommunikative Lücke, indem sie der Kinderstimme eine sprachliche Aussage unterstellt, sie stellvertretend übersetzt. Dies tut sie ironisch, indem sie die leiblich-emotionale Äußerung als ein abstraktes Zeichen interpretiert; jedoch tut sie es nicht zynisch, denn auch wenn die sprachliche Bedeutung vom Kind wohl nicht verstanden wird, so reagiert Anouk doch auf seine Laute und stellt ein „Gespräch“ her. Mehr noch: Sie verwandelt das nervenstrapazierende Jammern gleichzeitig in etwas Belustigendes für die angespannte Umgebung (die Kolleginnen, den Beobachter). Damit ist ihre Intervention kein ungewöhnliches Beispiel für den Alltag einer *Crèche*, der davon geprägt ist, dass nicht-sprechenden Kindern „eine Stimme gegeben“ werden muss. Anouks absichtliches Missverstehen weist schließlich in ironischer Manier darauf hin, dass Übersetzungen der „Sprache“ der Kinder immer aus einer erwachsenen Perspektive formuliert sind. Und Erwachsene können sich allenfalls in ein Kind „einfühlen“, hierbei sind sie aber stark von wechselnden Vorstellungen darüber geleitet, was Kinder sind und sein sollten. Darin liegt eine der Grenzen der institutionellen Praxis; sie zu verstehen ist Voraussetzung, um nach den Möglichkeiten dieser Praxis fragen zu können.

Man mag einwenden, dass es ja schließlich auch die Eltern sind, die ihre eigenen Kinder am Besten verstehen, dass es vor allem die Mutter ist, die am Besten weiß, was ihr Baby ausdrücken will und wie auf seine Regungen zu reagieren ist. Ist die Beziehung der Mutter zu ihrem Neugeborenen nicht immer die natürlichste Form der Betreuung, die ganz intuitiv die richtigen Verhaltensweisen hervorbringt? Ein Blick auf den riesigen Markt der Elternratgeber, Expertensendungen und anderen Medien lässt darüber ein wenig Zweifel aufkommen. Schon ein paar aktuellere Buchtitel genügen: *Was dein Kind dir sagen will. Körpersprache und Entwicklung in den ersten Lebensjahren*; *Baby-Sprache: Wie Sie sich mit Ihrem Kleinkind unterhalten können, bevor es sprechen lernt*; *Wenn Babys sprechen könnten!* Es scheint doch einen großen Bedarf an „Nachhilfe“ in der natürlichen Kommunikation mit dem eigenen Kind zu geben – oder anders betrachtet, Experten nutzen die Unsicherheit von Eltern,



verstärken sogar den öffentlichen Druck auf sie. Besonders subtil der Titel eines dicken Ratgebers: *Warum Babys und ihre Eltern alles richtig machen. Über die ungeahnten Fähigkeiten, die ihnen die Natur in die Wiege gelegt hat*.

Ist solche „Expertokratie“ in der Kleinkinderziehung aber – so kann man jetzt einwenden – nicht ein Auswuchs der heutigen Zeit, in der die Frühförderung überhaupt ins Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt ist? Andererseits: Ratschläge und Methoden zum richtigen Umgang mit den Neulingen gibt es nicht erst seit heute. Am Beispiel des frühkindlichen Stimmorgans und seiner vorsprachlichen Laute, wie Matthieu sie produziert oder wie vor allem schreiende Säuglinge sie hervorbringen, kann das schnell deutlich werden. Dabei fällt auf, dass die allgemein gültigen Vorstellungen über die natur- oder auch gottgemäße Familienerziehung über die Zeit und über die politisch-kulturellen Kontexte hinweg beträchtlich variiert haben.

Im Mittelalter bestimmte der Glaube die Sicht: Wenn Kinder damals ohne erkennbaren Grund schreien und sich von der Mutter auch nicht beruhigen ließen, so waren sie vom Teufel befallen, oder sie wurden als Kuckuckskinder identifiziert und sollten folglich getötet werden – so

zu erfahren in der *History of Childhood* von Lloyd deMause, deren deutschen Ausgabe passend *Hört ihr die Kinder weinen* heißt. In der Moderne wurden die Deutungsversuche scheinbar rational. So wurde intensives Schreien von Babies in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als ein instinktives Muskeltraining verstanden; Mütter sollten feste Zeitpläne nicht nur für Essen und Schlafen, sondern auch für das Schreien erstellen. Etwa ab den 1960er Jahren wurden die Individualität des Kindes sowie der Vorrang der Eltern-Kind-Beziehung zunehmend von medizinisch-naturwissenschaftlichen Studien bestärkt: Der Säugling habe einen unverwechselbaren „Schrei-Abdruck“ (ähnlich einem Fingerabdruck), anhand dessen Eltern ihre Kinder auch erkennen würden. Kinderschreien wird vermehrt als eine eigene „Sprache“ gesehen, Eltern sollten am Klang des Weinens hören, ob ihr Kind hungrig ist, oder müde, oder feuchte Windeln hat. Heute schließlich, da im Zuge von Globalisierung und Migration der Spracherwerb und die sprachliche Diversität dominante Themen in der Früherziehung sind, wird Kinderschreien bereits als Moment des kindlichen Sprachlernens verstanden. Babies würden schon mit ihren ersten Schreien Charakteristika der Muttersprache imitieren: Französische Babies zum Beispiel würden anders schreien als deutsche.

Ergebnisse wie diese gehen auf Studien zurück, die sich stark an den Naturwissenschaften orientieren. Personen, ihr Handeln und Verhalten werden stark isoliert betrachtet, um berechenbare Daten zu produzieren. Mit aufwendigen Verfahren und technischen Instrumenten werden beispielsweise Muster im Verhalten von Säuglingen oder von Mutter-Kind-Interaktionen entdeckt und als Ausdruck von erstaunlichen Kompetenzen gewertet. Dadurch geraten viele soziale Kontexte und gewöhnliche Alltagssituationen aus dem Blick. Den Untersuchungssettings fehlen meist die Handlungszwänge, aber auch die Möglichkeiten und Spielräume, die den Alltag in Familie, Tagespflege oder Betreuungseinrichtung charakterisieren. Demgegenüber versucht Ethnografie, die beobachtbare Praxis nicht zu zerlegen und zurechtzuschneiden, sondern bezieht die Bedingungen ein, unter denen Handlungskonzepte angewendet werden. Auf diese Weise erscheint die Praxis nicht als mangelhafte Umsetzung von Programmen und Konzepten, sondern es kommen diejenigen Lösungen zum Vorschein, die die Praxis selbst, als eigenständige Realität, findet.

Die Form des Wissens, das auf diese Weise erzeugt wird, sei hier mit einigen Ergebnissen der ethnografischen Studie zur Bildungs- und Betreuungswirklichkeit in *Maisons relais crèches* veranschaulicht. Dabei geht es noch einmal um die expressiven Stimmen der Kinder, die noch nicht bzw. wenig sprachfähig sind, und darum, wie diese Stimmen in Betreuungsinstitutionen Raum, Gehör, Bedeutung und Geltung erhalten.

1. Laute Babyschreie erscheinen im Einrichtungsalltag nicht als stille Frequenzkurve auf dem Bildschirm, sondern nehmen mit ganzer Kraft den Raum ein und beeinflussen das soziale Geschehen und seine komplexen organisatorischen Abläufe. Zur Reduzierung von Lautstärke lassen sich eine ganze Reihe von Techniken beobachten, die von körperlicher Beruhigung über Ablenkung bis zu räumlicher Trennung reichen. Die Bedeutung des Schreiens ist „verstanden“, wenn es verklingt. Gelegentlich sind Babies oder Kleinkinder jedoch kaum zu beruhigen. Dann wird es umso wichtiger, dem an-

haltenden Lärm einen Sinn zu geben; beispielsweise den Sinn, dass ein Kind sich für den Moment in Geduld üben und an die zeitlichen Abläufe gewöhnen müsse – eine durchaus pädagogische Deutung.

2. Der vorsprachliche Stimmausdruck von kleinen Kindern erschöpft sich bekanntlich nicht in Unmutsäußerungen. Die flexiblen Möglichkeiten der Stimme regen Kinder oft zu Experimenten und Aktionen an. In der Tagesstätte werden diese nicht nur von Erwachsenen ‚beantwortet‘ und kommentiert, etwa als Anzeichen von Wohlbefinden, sondern auch von anderen Kindern gern kollektiv aufgenommen und verstärkt. Allgemeiner: Hört man dem Geschehen in Kinderkrippen unvoreingenommen zu, so lässt sich eine Vielfalt des stimmlichen Ausdrucks entdecken, die selten reines Sprechen oder Singen ist, sondern sich häufig zwischen Sprache und Musik bewegt, und gerade dadurch viele Stimmen integrieren kann.

[...] die Frage, welche Betreuungsform die „bessere“ ist, [tritt] in den Hintergrund und lässt sichtbar werden, dass gerade in der Aufteilung von Kinderbetreuung, [...], auch ganz eigene Chancen liegen.

3. Die Begleitung von Aktivitäten der (etwas älteren) Kinder gelingt einerseits besser, wenn nicht jedes Kind individuell seinem eigenen Interesse nachgeht, sondern größere Gruppen etwas gemeinsam tun. Andererseits sollen Kinder – gemäß partizipativen frühpädagogischen Konzepten – darüber selbst bestimmen (oder mitbestimmen) können, welchen Aktivitäten sie nachgehen. Mit genauen Beobachtungen und videografischen Aufnahmen der Situationen, in denen die Kinder ‚ihre Stimme abgeben‘, meist in der so genannten Kinderkonferenz, konnten wir beispielsweise praktische Strategien von Erzieherinnen untersuchen, die beides unter einen Hut bringen: Kollektivierung und Mitbestimmung. Die Lust am impulsiven Stimmausdruck zu nutzen spielt dabei eine entscheidende Rolle.

Das Forschungsprojekt in den *Maisons relais pour enfants* hatte aber nicht immer

die Kinder im Fokus der Aufmerksamkeit, sondern oft auch diejenigen Situationen, in denen Kinder Gegenstand von Gesprächen zwischen beteiligten Erwachsenen sind. So wird in so genannten Tür- und Angelgesprächen, beim Bringen und Abholen, stellvertretend für das Kind darüber gesprochen, was es zuvor getan hat, wie es ihm ging und Ähnliches. Hin und wieder reichen Erzieherinnen und Eltern sich hier auch gegenseitig ein Tagebuch weiter, in dem sie die jeweils zurückliegende Zeit aus der Perspektive des Kindes (in Ich-Form) schildern. Solche Verhandlungen über das Kind führen in der Regel zu gemeinsam geteilten Ansichten, manchmal aber auch zu Auseinandersetzungen und Konflikten zwischen Eltern und Einrichtungen. Solche Differenzen stoßen, wenn es gut läuft, Reflexion an und bereichern die „Erziehungspartnerschaft“. Damit tritt die Frage, welche Betreuungsform die „bessere“ ist, in den Hintergrund und lässt sichtbar werden, dass gerade in der Aufteilung von Kinderbetreuung, z. B. zwischen Familie und Institution, auch ganz eigene Chancen liegen. Allzu geschlossene Sichtweisen auf Kinder können relativiert werden; Übersetzungsversuche der „Sprache“ kleiner Kinder müssen stärker mit alternativen Übersetzungsversuchen konkurrieren.

Schließlich reden auch die Kinder selbst manchmal „ein Wörtchen mit“ – verbal oder nonverbal –, wenn es um die Sichtweisen geht, die man auf das pädagogisch geprägte Geschehen einnehmen kann. Und auch sie schlagen gelegentlich humorvolle Sichtweisen vor. Etwa ein Jahr nach der anfangs beschriebenen Szene wurde ich Zeuge, wie Matthieu zum wiederholten Mal von Paul, einem Erzieher, ermahnt wird:

„Elo ginn ech awer granzeg. Mir spielen net mam Iessen!“ Matthieu schaut Paul ernst an und schweigt. Dann fängt er aber zu grinsen an. Paul sagt: „Net laachen!“, fängt dabei aber selbst zu lachen an. ♦

* Alle Namen geändert.